

Zeitschrift: Tsantsa : Zeitschrift der Schweizerischen Ethnologischen Gesellschaft
= revue de la Société suisse d'ethnologie = rivista della Società svizzera
d'etnologia

Herausgeber: Schweizerische Ethnologische Gesellschaft

Band: 11 (2006)

Artikel: "Je ne suis pas pauvre, j'ai tout simplement pas d'argent" :
Fotogeschichten aus Neukaledonien

Autor: Lindemann, Peter

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1007390>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

**«JE NE SUIS PAS
PAUVRE, J'AI TOUT
SIMPLEMENT PAS
D'ARGENT»**

FOTOGESCHICHTEN AUS NEUKALEDONIEN



Text und Bilder: Peter Lindemann



Einer meiner Gesprächspartner in Neukaledonien hat mir einmal gesagt: «Weisst du, für uns ist es so: Entweder man ist ein Hund – dann ist man gut genährt, aber man trägt ein Halsband mit dem Namen und der Telefonnummer des Besitzers. Und mit dem Halsband ist auch immer die Drohung der Leine da. Sie ist vielleicht im Moment sehr lose oder überhaupt nicht befestigt, aber der Haken am Halsband, wo man sie einklinken kann, der ist überhaupt nicht rostig. Oder man ist ein Wolf – dann hat man kein Halsband und kann gehen, wohin man will. Dafür sieht man jeden Knochen und das Fell glänzt nicht so schön. Das ist die Wahl, die wir haben».

Dieser in Neukaledonien entstandene Bildessay gibt Einblick in einen Alltag, in dem Armut nicht in der Anzahl Dollar pro Tag zum Ausdruck kommt. Vielmehr definiert sie sich in der Spannung, ein vom Mutterland abhängiges Gebiet zu sein. Die Bilder zeigen nicht die Südsee unserer Träume, sondern die Lebensumstände von Menschen in dem Überseegebiet einer europäischen Nation. Es sind Bilder von Leuten, die nicht unbedingt zu den Gewinnern dieser Situation gehören. *La Nouvelle-Calédonie* ist eine Lebenswelt, deren Wert nicht in sich selber ruht, sondern immer an *la Métropole*, dem Mutterland Frankreich gemessen wird – ein Vergleich, der per Definition immer zum Nachteil des abhängigen Gebiets ausfallen muss. Selbst ein im Unterschied zu den umliegenden Pazifik-Inseln sehr hoher Lebensstandard, eine kostenlose Gesundheitsversorgung, ein gut ausgebautes Bildungswesen und die Abwesenheit von Hunger genügen nicht, um auszugleichen, was dem Territorium im Vergleich zum Mutterland fehlt. Arm sein heisst hier, dass man nicht über die Souveränität verfügt, selber definieren zu können, was Geschichte¹, Kultur und Wohlstand bedeuten.

Dies zeigt sich schon in etwas so Alltäglichem wie den Autos. Nicht nur im pazifischen Raum, auch in vielen anderen Ländern ist es ein Luxus, über ein funktionstüchtiges Auto zu verfügen und niemand würde sich über seine Unzulänglichkeiten den Kopf zerbrechen, solange es fährt. In dem Teilgebiet des zentralistischen Frankreich ist das anders. Alle Fahrzeuge müssen den staatlichen Vorgaben

entsprechen, sonst dürfen sie nicht auf der Strasse verkehren. So ist es hier zwar relativ einfach, zu einem Auto zu kommen. Die Kunst besteht allerdings darin, alle Vorschriften zu erfüllen, um es auch legal fahren zu dürfen. Werkstätten sind weit entfernt, Ersatzteile schwierig aufzutreiben, die Versicherung ist teuer und bei der Fahrprüfung müssen die Probanden Verkehrssituationen anhand von Photos aus Paris beurteilen.

Die abgebildeten *voitures kamikaze* tragen diesen Namen, weil selbst ihre Benutzer betonen, man müsse lebensmüde sein, um sich in ein solches Gefährt zu setzen (Bild S. 92 / 93 und S. 104). Es sind Geschöpfe der Dunkelheit, die sich nur nachts über die Grenzen der *Tribus*² hinaus wagen und deshalb auch schwierig zu photographieren sind. Trotzdem füllen sie eine wichtige Lücke zwischen den regelkonformen Privatwagen, die sich die meisten *Kanak*³ nicht leisten können, und der *Navette*, dem halböffentlichen Buschtaxi, das nur tagsüber und ziemlich unregelmässig verkehrt. Auch für mich war es manchmal der einzige Weg, noch nach Hause zu kommen. Ich wurde dann aber von älteren Leuten dafür gerügt, das Risiko eingegangen zu sein. Diese Autos gehören meist jüngeren Männern, die einen beträchtlichen Aufwand betreiben, um sie gerade eben fahrfähig zu erhalten. Mangels Job und Geld sind die meisten sehr kreative Bastler und verwenden alles Erdenkliche anstelle von teuren Ersatzteilen. Diese Fähigkeiten bringen auch ein bestimmtes Prestige mit sich, «*C'est un bon mécanicien*» heisst es dann, wobei im gleichen Satz auch kritisiert wird, dass dieser sich stundenlang mit einer so alten Karre abgibt, statt einer richtigen Arbeit nachzugehen.

Die *Voitures kamikaze* stehen symbolisch für das Unvermögen, einer von aussen aufgezwungenen Norm entsprechen zu können. Nicolas Sarkozy brachte die französische Haltung kürzlich auf den Punkt, als er im Fernsehen sagte: «*Soit il y a la même règle pour tout le monde, soit il n'y a pas de règle*». Neukaledonien ist aber nicht Frankreich. Wenn an beiden Orten die gleichen Regeln gelten sollen, so wird gezwungenermassen mindestens ein Teil der Praxis Neukaledoniens ausserhalb der Regeln stattfinden.

¹ Dies zeigt z.B. die Auskunft, die man im Museum von Bourail auf die Frage bekommt, warum die Kanak auf dem Denkmal für die Toten des ersten Weltkriegs gesondert unter einem Trennstrich unterhalb der europäischstämmigen Neukaledonier aufgeführt sind (Bild S. 96): «Die Kanak waren 1918 keine französischen Staatsbürger», heisst es dann. Sterben für Frankreich auf den Schlachtfeldern von Verdun durften sie aber.

² *Tribu* ist die neukaledonische Bezeichnung für die Dörfer der ursprünglichen Bewohner Neukaledoniens. An der Westküste Neukaledoniens sind diese Dörfer, die auf die *Réserves autochtones* der Kolonialzeit zurückgehen, meist abseits der Hauptstrassen und der europäischen Siedlungen in den Bergtälern gelegen. *Pothé*, das *Tribu*, in dem ich meine Forschung durchgeführt habe, liegt ca. 15 Kilometer weit vom Hauptort *Bourail* entfernt.

³ *Kanak* (unveränderlich) ist der heute gültige Name für die ursprünglichen Bewohner Neukaledoniens. Das frühere Schimpfwort wurde im Zuge des Unabhängigkeitskampfes in eine Eigenbezeichnung umgedreht.

Die von aussen aufgedrückte Norm verdeutlicht sich auch in der augenfälligen Diskrepanz zwischen Staatsangestellten auf der einen Seite und Arbeitnehmern in der Privatwirtschaft auf der anderen Seite. Beamte erhalten in Neukaledonien für die gleiche Funktion bis zum doppelten Lohn, den sie im Mutterland erhalten würden. Jedem, dem es gelingt eine solche Stelle in der Administration zu ergattern, kann sich einen Lebensstil mit Swimmingpool, *Offroader* und Boot leisten. Im Supermarkt geben die aus Frankreich eingeflogenen Käse- und Charcuteriespezialitäten ein Preisniveau vor, das auch die Kosten für lokale Produkte in den Bereich von Luxusgütern treibt. Ein Kilo des Grundnahrungsmittels Yamswurzel kommt auf gut und gerne zehn Franken zu stehen. Dasselbe gilt für Bodenpreise, die nicht nur in der Hauptstadt *Nouméa*, sondern in Folge der Spekulation mittlerweile auch in ländlichen Gebieten, in denen grosse Minenprojekte geplant sind, astronomische Höhen erreichen. Wer aber in der Privatwirtschaft angestellt ist, als Putzfrau, Koch oder Verkäuferin, verdient einen Minimallohn, der kaum zum Leben reicht⁴, geschweige denn, um auch noch eine Familie zu ernähren. Wer gar kein geregeltes Einkommen hat und von Gelegenheitsjobs in der Landwirtschaft und auf dem Bau lebt, der kann überhaupt nicht mithalten, denn die Preise richten sich nach der Kaufkraft der Funktionärsschicht aus.

Verglichen mit den Salären der Staatsbeamten ist auch der Forscher aus Europa mit seinem Stipendium ein armer Schlucker. Umso weniger können viele Kanak bei einem Lebensstil à la Côte d'Azur oder Kalifornien mithalten. Das zeigt sich auch in den Bildern zum Wohnen. In der Hauptstadt ist Grund und Boden so teuer, dass sich viele Leute, vor allem Zuwanderer von den Inseln und dem Hinterland, kein Zuhause finanzieren können. Überall in *Nouméa* entstehen deshalb «wilde Siedlungen», so genannte *Squats*. Die *Squats* ermöglichen es Menschen, die es sich sonst nicht leisten könnten, in Stadtnähe zu wohnen und gleichzeitig den Platz zu haben um etwas Bananen und Maniok anzubauen und damit die teure Nahrung aus den *Supermarchés* ergänzen zu können. Die Behausungen an Steilhängen, neben der Autobahn oder in den Mangroven verfügen jedoch weder über fliessendes Wasser noch über Strom, es führen keine Strassen dahin und auch die Polizei zeigt sich nur selten.

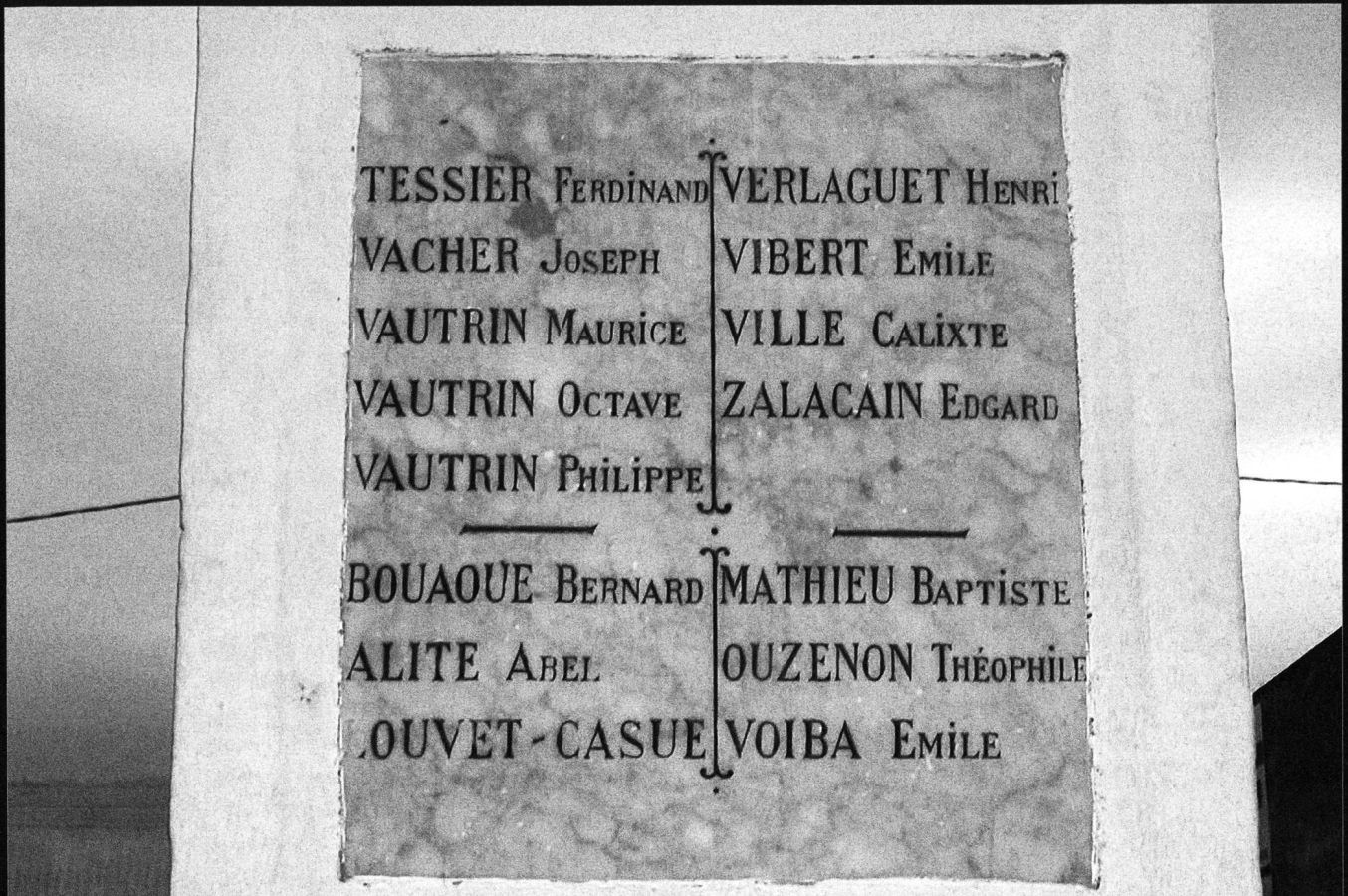
Ein solcher Ort ist der *Squat Normandie* hinter dem *Supermarché* in einem Vorort der Hauptstadt. Thierry arbeitet als Wachmann im Einkaufszentrum. Er kann sich von seinem

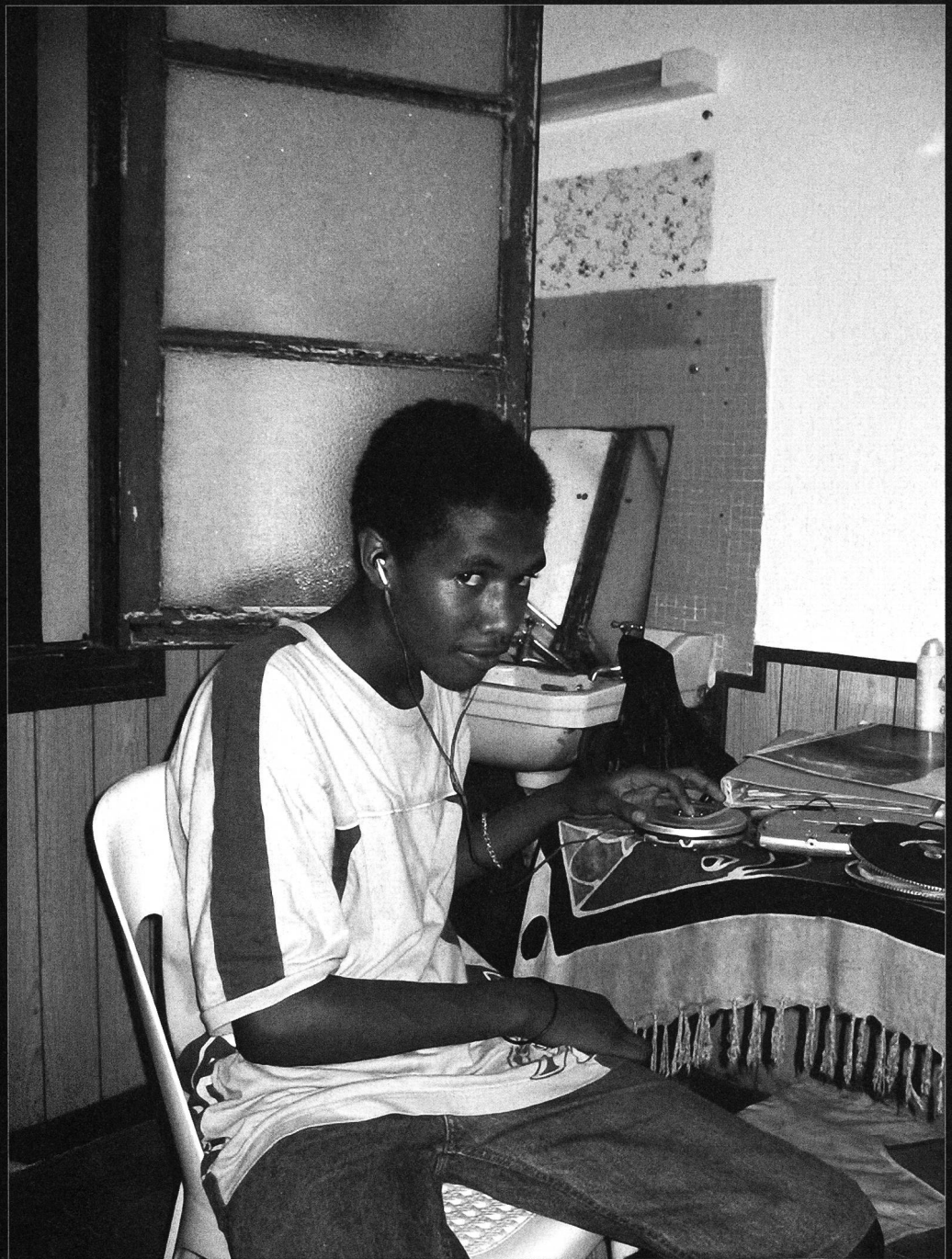
Lohn aber weder eine Wohnung für sich und seine Familie, noch das Pendeln von und zum Arbeitsort leisten. So lebt er denn in einem selbstgebauten Haus direkt hinter seinem Arbeitsplatz, wo es auch möglich ist, einen «ozeanischen Lebensstil» weiterzuführen, etwas Maniok und Bananen zu pflanzen, Gäste zu empfangen und Familienmitglieder unterzubringen, die vorübergehend in die Stadt kommen. Zu diesem Lebensstil gehört auch die Gewohnheit, wenigstens für festliche Anlässe im Erdofen zu kochen. Dazu benötigt man jedoch Brennholz, das in der Stadt nur schwierig aufzutreiben ist – es sei denn, man kennt den Gärtner des Golfclubs und der lässt einem zum Holzsammeln auf das sonst verbotene Gelände (Bild S. 98).

Denjenigen, die nicht in die Stadt gezogen, sondern in ihrem Heimatdorf geblieben sind, geht es nicht viel besser. Bei der Kolonisierung im 19. Jahrhundert verloren die Kanak vor allem an der Westküste ihr Land entlang des flachen Küstenstreifens. Ihre Tribus befinden sich nun meist weitab von den Zentren, in den Seitentälern der zentralen Bergkette. Bis ins Jahr 2004 betrieb «la vieille Sabine» (Bild S. 99) einen der zwei Läden im Tribu *Pothé*, 15 Kilometer vom Dorfzentrum von *Bourail* entfernt. Sie musste ihn aus Altersgründen aufgeben und zwei Monate später brannte der andere Laden nieder. Seither müssen die Bewohner der Tribus für jeden Einkauf die *Navette* nach *Bourail* nehmen. Einmal hin und zurück kostet 10 Franken. Das Land, auf dem die Tribus stehen, hat den Status einer *Reserve autochtone*. Es darf also weder verkauft noch gepfändet noch belehnt werden. Das Land ist damit zwar vor Spekulation geschützt, aber es kann auch niemand darauf eine Hypothek aufnehmen, die ihm den Bau eines modernen Hauses erlauben würde.

Auch der soziale Wohnungsbau widerspiegelt die Dominanz der europäischen Norm: Wo Sozialwohnungen gebaut werden, wie die Siedlung in *Koumac* auf dem Bild auf Seite 100, entstehen Häuser nach europäischem Grundriss: Wohnzimmer, Eltern- und Kinderschlafzimmer, Küche und Bad. Trotz guten Willens entsprechen die Anstrengungen im sozialen Wohnungsbau nicht den Bedürfnissen: Man kann sich seine Nachbarn nicht aussuchen. Die Häuser sind zu nahe aneinander gebaut, es hat keinen Platz, um draussen zu kochen, um für Hochzeiten oder Beerdigungen provisorische Unterstände aufzustellen oder um ein Feld mit etwas Bananen, Yams und Süsskartoffeln anzulegen.

⁴ Leopold ist dabei, seine Hausaufgaben zu erledigen (Bild S. 97). Da seine Mutter als Verkäuferin arbeitet, lebt die Familie unter der Woche in der Hotelruine und kehrt nur am Wochenende nach *Bouirou*, ins Tribu zurück.



















Das Wohnproblem bei geringen Salären stellt sich nicht nur den Kanak, sondern auch Leuten wie Chen, dem chinesischen Koch, der als *Boat People* nach Neukaledonien kam und jetzt im Laden an der Hauptstrasse von Bourail Frühlingsrollen dreht (Bild S. 101). Wie seine Arbeitskollegen hat er sich in einem stillgelegten Hotel niedergelassen und sich mit Zufallsgegenständen ein Zuhause geschaffen.

«Sind die Squats den *Slums*?» werde ich gefragt, wenn ich von Neukaledonien erzähle. Die Antwort lautet: «Nein». Die Squats sind keine Slums. Ihre Bewohner würden sich auch nicht als arm bezeichnen. Die meisten von ihnen haben irgendwo, in einem Tribu, auf einer der Ausseninseln oder, wenn es sich um Arbeitsmigranten handelt, in einem anderen Überseegebiet oder Staat, eigenes Land. Das Land in der Stadt, egal ob gekauft, gemietet oder illegal besetzt, wird ihnen ohnehin nie gehören, das gehört jemand anderem. Denn das Land kommt von den Vorfahren und mit diesem Land kommt in jedem Fall auch ein sozialer Status, der völlig unabhängig von Einkommen und Ersparnissen ist.

Das Bild der alten Frau, die unter den Bäumen auf dem Boden sitzt und all ihr Hab und Gut in ein paar Plastiksäcken um sich versammelt hat, versinnbildlicht die Diskrepanz zwischen der Aussensicht und der Bedeutung, die Armut für die Bewohner Neukaledoniens hat: das Bild entspricht genau der westlichen Vorstellung von Armut (Bild S. 102). Die abgebildete Frau ist jedoch reich, denn sie campiert für die Pflanzzeit auf ihrem Feld und hat alles mitgenommen, um ein paar Tage hier zu bleiben. Hinter ihr, unter dem Baum, erkennt man den Setz-Yams, den sie auf ihrem Land anbauen wird. In neun Monaten wird sie Yamswurzeln, das kulturell Wertvollste überhaupt, ernten.

Ein Informant brachte sein Verständnis von Armut auf den Punkt: «*Je ne suis pas pauvre, j'ai simplement pas d'argent*», sagte er. Armut ist hier nicht darin begründet, am Ende des Monats keinen Lohn auf seinem Konto zu haben. Arm ist vielmehr, wer keine sozialen Beziehungen hat, die ihm Zugang zu Land verschaffen. Solche Beziehungen kann man aber auch pflegen, wenn man kein Geld hat und im Squat lebt.

Arm ist jemand, der kein eigenes Land hat. Arm ist, wem Wertvorstellungen von aussen aufgezwungen werden, die er mit seinen Mitteln nicht erfüllen kann. Arm ist, wer seinen sozialen Verpflichtungen nicht nachkommen kann. Zum Beispiel, wer beim Tod von Familienmitgliedern nicht an der Beerdigung teilnehmen kann⁵, weil er nach europäischen Gesetzen nicht nahe genug verwandt ist und deshalb arbeiten oder in die Schule gehen muss. Arm ist, wer den gewohnten Lebensstil nicht weiterführen kann, weil die Nachbarn in der Stadt über den Lärm der Verwandtschaft klagen, die zu Besuch ist, weil ihm die Behörden die Bananenpalmen im Garten ausreissen, wenn die Gefahr einer Seuche die kommerziellen Plantagen bedroht oder weil ihm verboten wird, bei sich zu Hause ein Feuer anzufachen. Armut ist nicht einfach eine Fragen der Anzahl Dollar pro Tag. Auch in einem statistisch reichen Land wie Neukaledonien kann man deshalb von Armut sprechen, wobei sich Fremd- und Selbstwahrnehmung auf fundamentale Art und Weise unterscheiden.

AUTOR

Peter Lindenmann ist Assistent am Ethnologischen Seminar der Universität Basel. Die Photos entstanden während einer einjährigen Forschung in Neukaledonien im Rahmen eines Dissertationsprojekts zum Thema: «La Nouvelle-Calédonie: Staatlichkeit in einem abhängigen Gebiet als Spannungsfeld zwischen dem Tribu und der globalisierten Welt».

Ethnologisches Seminar der Universität Basel · Münsterplatz 19 · 4051 Basel
Peter.Lindenmann@unibas.ch

⁵ Im Trauerfall spielt die Solidarität und alle kommen, bringen Lebensmittel und Geschirr und helfen mit. Anlässlich einer Beerdigung in *Pothé*, einem Tribu bei Bourail, haben sich drei Frauen und ein Mädchen mit einer provisorischen Teeküche im Garten eingerichtet (Bild S. 103).